

**Nekr
M
151**

Professor Dr.

FRITZ MEDICUS-FREY

1876—1956

Nehr M 151

G E D E N K F E I E R

anlässlich der Bestattung von

Prof.Dr. Fritz Medicus - Frey

Montag, den 16. Januar 1956
in der Kirche Fluntern in Zürich

G 80-0460
Wilh. Frei
Kilchberg



ORGEL-EINGANGSSPIEL

Fantasie in c-moll

von Johann Sebastian Bach

vorgetragen von Elsa Fridöri,
Organistin an der Kirche Fluntern

*

Abdankungsansprache

von Dr. Felix L e h n e r , VDM

Seid stille dem Herrn, und wartet auf ihn. Durch Stille-
sein und Hoffen werdet ihr stark sein.

Es hat dem Herrn über Leben und Tod gefallen, aus dieser
Zeit in die Ewigkeit abzurufen:

Herrn Professor Dr. Fritz Medicus

in seinem 80. Lebensjahr.

Der barmherzige Gott verleihe uns den rechten Trost in
der Stunde der Trübsal.

A m e n

Professor Dr. Fritz M e d i c u s wurde am 23. April 1876 in Stadtlausingen, in Bayern, als erstes Kind des Apothekers Joseph Medicus geboren. Seine glückliche Jugend verlebte er gemeinsam mit einem Bruder und einer Schwester. Er studierte in Jena (1895-96), Kiel (1896-97), Strassburg (1897) und Jena (1897-98). Er war Mitglied der christlichen Studentenverbindung "Wingolf" und wurde in Zürich Ehrenmitglied der "Karolingia". Seine Entwicklung beschrieb er in Gesprächen lächelnd mit den Worten: "stud.theol. - stud.theol. et phil. - stud.phil. et theol. - stud.phil." 1898 doktorierte er mit einer Dissertation über "Kants transcendente Aesthetik und die nichteuklidische Geometrie". 1901 habilitierte er sich an der philosophischen Fakultät der Universität Halle, und 1911 wurde er als Professor für Philosophie und Pädagogik an die Allgemeine Abteilung der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich berufen.

1914 trat er mit Clara Frey in die Ehe. Sein Lebensbund war glücklich; er wurde von seiner Gattin mit d e r Treue und Liebe umsorgt, die er für seine Arbeit nötig hatte. Drei Kinder wurden ihm geschenkt, eine Tochter und zwei Söhne. An der Entwicklung seiner Kinder nahm er starken Anteil.

Mehr und mehr wurde er auch Schweizer, Schweizer im tiefen Sinne des Wortes. Schwer litt er unter dem Schicksal seiner deutschen Heimat, zuerst im Ersten Weltkrieg, wo er seinen Bruder verlor, am stärksten aber nach 1933. Am kulturellen Leben seiner Wahlheimat nahm er lebendigen Anteil. Wer je sein Heim mit offenen Augen besucht hat, weiss, wie sehr er mit der bildenden Kunst der Schweiz verbunden war. In der Bibliothekskommission des Kunsthauses arbeitete er mit und war Präsident der Kommission der Graphischen Sammlung der Eidgenössischen Technischen Hochschule. Seine Beziehung zum Theater bezeugte er durch regelmässigen Besuch und durch sein sicheres Urteil. Die Musik aber hatte in seinem Leben und Denken eine religiöse und prophetische Funktion.

1946 trat er von seinem Lehramt zurück, doch behielt er den Kontakt mit den Studenten solange als möglich aufrecht, vor allem durch die Arbeitsgemeinschaften über das Problem des Humanismus. Vor zehn Jahren durfte er bei seinem siebenzigsten Geburtstag Glückwünsche aus aller Welt entgegennehmen. Die letzte grosse akademische Ehrung, die ihm zuteil wurde und die ihm ganz grosse Freude bereitete, war die Aufnahme in die "Accademia dei Lincei".

Der Ertrag dieses reichen Lebens liegt in einer Reihe von Werken vor, welche für uns ein liebes und teures Erbe sind: Die Fichte Vorlesungen (1905) und die Fichte Ausgaben (1908-12) leiteten eine entscheidende Neubelebung des deutschen Idealismus ein. Das Pestalozzi Buch (1927) und die systematische Untersuchung über "Die Freiheit des Willens und ihre Grenzen" (1926) weisen die Richtung, in der sich sein Denken weiterentwickeln sollte. "Macht und Gerechtigkeit" (1934!), "Von der doppelten Basis der menschlichen Dinge" (1943), "Unsere soziale Verantwortung" (1946) und die beiden Bände mit gesammelten Aufsätzen "Vom Wahren, Guten und Schönen" (1943) und "Vom Ueberzeitlichen in der Zeit" (1954) sind dauernde Zeugnisse dieser Entwicklung. In der grossen Untersuchung über "Das Mythologische in der Religion" (1944) fasste er das Ergebnis seines lebenslangen religionsphilosophischen Nachdenkens zusammen. Das verpflichtende Vermächtnis an uns, die Zurückgebliebenen, aber ist sein philosophisches Bekenntnis, dessen Titel er mit folgenden Worten formulierte: "Menschlichkeit, Die Wahrheit als Erlebnis und Verwirklichung" (1951).

Schon längere Zeit klagte Professor Medicus über die Beschwerden des Alters, arbeitete aber immer noch mit dem ihm eigenen Pflichtbewusstsein weiter, solange es für ihn Tag war. Am Sonntag vor acht Tagen erlitt er einen Schlaganfall, und in der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag wurde er von seinem Leiden erlöst. Er war schon lange bereit.

Zum Neujahr schrieb er mir: "Ich bin müde geworden...",
und auf dem Sterbebett bekannte er: "Ich bin bereit...
Ich fürchte den Tod nicht."

Die Worte der Heiligen Schrift, die nach dem Willen des
lieben Heimgegangenen in dieser Stunde zu uns reden sollen,
stehen im 6. Kapitel des ersten Timotheusbriefes, in den
Versen 11 bis 16:

"Du aber, o Mensch Gottes, fliehe dies, jage aber der
Gerechtigkeit nach, der Frömmigkeit, dem Glauben, der Liebe,
der Geduld, der Sanftmut! Kämpfe den guten Kampf des Glau-
bens, ergreife das ewige Leben, zu dem du berufen worden
bist und das gute Bekenntnis abgelegt hast vor vielen Zeugen!
Ich gebiete dir vor dem Angesicht Gottes, der alles lebendig
macht, und Christi Jesu, der vor Pontius Pilatus für das
gute Bekenntnis Zeugnis abgelegt hat, dass du das Gebot un-
befleckt, untadelig bewahrest bis zur Erscheinung unsres
Herrn Jesus Christus, die zu geeigneten Zeiten schauen lassen
wird der selige und alleinige Machthaber, der König der
Könige und Herr der Herrschenden, der allein Unsterblichkeit
hat, der in unzugänglichem Lichte wohnt, den kein Mensch
gesehen hat noch sehen kann, er, dem Ehre gebührt und ewige
Macht."

A m e n

Liebe Leidtragende und Mittrauernde!
Liebe Trauergemeinde!

"Du Mensch Gottes", mit diesem starken Dreiklang setzt unser Text ein. Sind die drei Worte nicht Symbol für das Lebenswerk des grossen Menschen, dessen Gedenken uns jetzt vereinigt? Er ist in erster Linie Mensch gewesen, bevor er Denker war und sein Denken war eine Funktion seines Menschseins. Darum war sein Denken nie abstrakt, nie, gar nie losgelöst vom Menschsein, sondern immer ganz und gar auf ein D u gerichtet. Jede Zeile und jedes gesprochene Wort im Hörsaal oder im Gespräch war ein Appell an ein menschliches Du. An dieses menschliche Du glaubte er, und dieser Glaube war ein unlösbarer Teil seines Glaubens an Gott. An den Menschen glauben war für ihn an Gott glauben. So sah er den Menschen nie "nur" als Menschen, sondern immer als "Menschen Gottes".

Was bedeutet der Ausdruck "Mensch Gottes"? Dem Menschen sind von Gott herrliche Gaben gegeben, die Offenbarungen des Guten, des Wahren, des Gerechten und des Schönen. Auch dem lieben Verstorbenen sind alle diese Gaben in reichem Masse zuteil geworden. Er wusste sie zu pflegen, zu lieben und zu schätzen und war innig verbunden mit dem ganzen kulturellen Erbe der Menschheit. Aber diese Gaben sind für den Menschen Gottes auch unendliche Aufgaben. Sie weisen in eine nie erreichbare Tiefe. Wenn sie als Aufgaben uns hart bedrücken und wenn ihre Vielfalt die Einheit unseres Menschseins aufspaltet, dann offenbaren sie uns auch unsere Entfremdung von der letzten Tiefe des Menschseins, die Entfremdung des Menschen von sich selbst und von Gott. Auch in unserer Gespaltenheit und Entfremdung bleiben wir Menschen Gottes. Denn wo uns die Entfremdung am tiefsten schmerzt, sind wir Gott am nächsten. Da kann dann das Wunder geschehen, dass der Abgrund, als der uns Gott im Augenblick unserer Gespaltenheit erscheinen mag, zum tragenden Grund unseres Menschseins wird.

In Jesus, dem Christus, der als Heiland gesandt wurde, um die entfremdete und gespaltene Menschheit zu heilen, leuchtet dieser tragende Grund auf als Macht, der weder Tod noch Sünde, weder Angst noch Sorge, weder Kummer noch Trauer etwas antun können. Wenn wir auf diesem Grund und Boden stehen, in diesem neuen Sein leben, dann dürfen wir hoffen, dass es auch für uns eine Möglichkeit gibt, im Angesicht des Todes und in Zeiten der Trauer stark und zuversichtlich uns als Menschen Gottes zu bewähren. Dieser Grund gibt uns den Mut, unsere Endlichkeit und damit auch unseren Tod zu bejahen; denn der Grund selbst, das Sein selbst, Gott selbst ist unendlich und unsterblich - ja, das Leben selbst - wie es in unserem Text heisst. Das ist wohl der tiefste Sinn des Wortes "Du Mensch Gottes".

Wir wollen uns daran halten, hier im Angesicht des Todes eines grossen Menschen unserer Zeit. Wir wollen daraus Kraft schöpfen, dass wir bestehen können, dass wir mutig weitergehen können. Es gilt für uns alle, die wir durch unser Hiersein bezeugen, was der liebe Verstorbene uns gewesen ist, und was wir jetzt verlieren.

Diese Worte gelten aber ganz besonders Euch, liebe Trauerfamilie, die Ihr am härtesten betroffen worden seid. Mensch Gottes sein heisst in diesen Tagen sich bewähren können, heisst Kraft und Mut empfangen von ihm, der die Kraft selbst und der Sieg über Tod und Trauer ist. Möge Euch, liebe Leidtragende, dieser Trost in reichem Masse geschenkt werden!

Das "Mensch-Gottes-Sein", liebe Trauergemeinde, ist eine Aufgabe für uns alle. Aber ich kann die Charta, die unser Text gibt, nicht lesen, ohne an das Leben des lieben Verstorbenen zu denken: Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Glaube, Liebe, Geduld, Sanftmut.

Fritz Medicus war ein Mensch, der sich mit religiöser Leidenschaft um die Verwirklichung von Gerechtigkeit bemühte. Schon in seiner Jugend empörte sich sein Herz, wenn er als Student durch die Elendsviertel von Kiel ging. In seinem Denken rang er nicht nur um die Klärung der Begriffe, sondern auch um die Abgrenzung der Möglichkeiten praktischer Rechtsverwirklichung. Aller Utopismus war ihm fremd. Seine politische Verantwortung nahm er auch in den kleinsten Dingen peinlich genau. Seine Schriften werden auch in Zukunft von seinem wachen Sinn für Gerechtigkeit zeugen.

Fritz Medicus war ein frommer Mensch, nicht in einem äusserlich kirchlichen Sinne, obschon seine Bibelkenntnis und sein theologisches Wissen auch in Fachkreisen überraschen konnte. Was Fritz Medicus vor einigen Wochen im zweiten Satz seiner Veröffentlichung von seinem Freund Kurt Leese sagte, gilt auch von ihm selbst: Er war "einer jener seltenen Männer, die die Kirche darum mit heissen Schmerzen lieben, weil sie erfahren haben, dass sie die Liebe ihrer Glieder nötig hat". Seine Werke sind ein sein Leben überdauerndes Zeugnis seiner Frömmigkeit. Nicht das macht die Frömmigkeit aus, dass er sich mit Religionsphilosophie befasste, und dass seine Kulturphilosophie in engem Zusammenhang mit der Religionsphilosophie steht, sondern d a s macht es aus, dass der liebe Verstorbene ergriffen war von dem, was uns unbedingt angeht. Diese Ergriffenheit manifestiert sich in allen Werken und in seinem ganzen Wirken.

Fritz Medicus war ein gläubiger Mensch, sofern das Wort Glaube nicht in engem konfessionellem Sinn verstanden wird. Glaube war für ihn Ergriffensein von wesenhafter Wahrheit, wodurch die autonomen Funktionen unserer gespaltenen Existenz zur Einheit des persönlichen Lebens und Erlebens zusammengefasst werden. Denn die wesenhafte Wahrheit, die religiöse Wahrheit trifft nicht eine einzelne Funktion des Menschen, sondern das Zentrum des Menschen, sein Herz. Fritz Medicus

war von dem, was uns unbedingt angeht, in seinem Herzen getroffen. In solchem Getroffensein, das ist im Glauben, erlebt der Mensch die Einheit, das heisst, wird die Gespaltenheit seiner Existenz geheilt - soweit dies unter den Bedingungen der Existenz möglich ist.

Das Leben dieses grossen Menschen war erfüllt von Liebe. Ihr, liebe Leidtragende, wisst das besser als wir. Wir, die wir ihn als unseren Lehrer verehren, werden es nie vergessen. Auch wer nur flüchtig mit ihm in persönliche Berührung kam, musste es empfinden. Schliesslich zeugen seine Werke davon. Denn Liebe ist ja nicht ein nur ethischer oder psychologischer Begriff, sondern eine Seinsmacht und als solche identisch mit der Wahrheit. Sein Leben und sein Werk sind Ausdruck der Liebe, die ihn erfüllte.

Professor Medicus war ein Mensch mit einer grossen Geduld. Ich glaube im Namen aller zu sprechen, die sich von ihm in das philosophische Denken einführen liessen, wenn ich in diesem Zusammenhang seine Geduld als akademischer Lehrere preise. Er stellte grosse Anforderungen, doch er war geduldig mit den Willigen.

Damit hängt auch noch das Letzte zusammen, was hier vom Menschsein gesagt ist: die Sanftmut. Auch sie fand im Leben und im Werk des lieben Verstorbenen einen starken Ausdruck. Nur in einem Punkt galt sie nicht: wenn die Menschlichkeit bedroht, gefährdet oder vernichtet wurde. Sonst aber war er erfüllt von verstehender, verzeihender und liebender Sanftmut.

Es wäre ein Missverständnis unseres Textes, wenn behauptet würde, dass der Mensch Gottes das, was in dieser Charta der Menschlichkeit aufgezählt wird, als Besitz hätte, wie man etwa ein Buch besitzt. Es wäre dies auch nicht die Meinung des lieben Verstorbenen. Im Gegenteil, gerade die Art, wie unser Text von dieser Charta der Menschlichkeit

redet, muss ihn angesprochen haben: "Mensch Gottes, jage der Gerechtigkeit nach, der Frömmigkeit, dem Glauben, der Liebe, der Geduld, der Sanftmut! - Kämpfe den guten Kampf des Glaubens!" Diese Imperative machen die Charta der Menschlichkeit zu einer Aufgabe, um deren Verwirklichung wir als Christen in dieser Welt ständig ringen müssen. Auch der Verstorbene hat gerungen. Kants und dann vor allem Fichtes Pflichtbegriff waren nicht nur in seinem Denken, sondern auch in seinem Leben eine machtvolle Wirklichkeit. Doch es wäre im Widerspruch zu allem bisher Gesagten, wenn wir den Antrieb zu seinem Lebenskampf aus einer philosophischen Schule ableiten wollten. Die Kraft kam aus einer tieferen Quelle. Sie kam aus d e r Tiefe, wo wir nicht mehr uns selbst gehören.

Unser Text redet davon in einem grossen Hymnus: "Der selig und alleinige Machthaber, der König der Könige und Herr der Herrschenden, der allein Unsterblichkeit hat, der in unzugänglichem Lichte wohnt, den kein Mensch gesehen hat noch sehen kann, er, dem Ehre gebührt und ewige Macht." Es ist hier die Rede von Gott, ohne das Wort "Gott" auszusprechen. Der Ausdruck, auf dem für den lieben Verstorbenen das Hauptgewicht lag, lautet: "...der in unzugänglichem Lichte wohnt, den kein Mensch gesehen hat noch sehen kann". Noch in seiner letzten Veröffentlichung zitierte er das Wort. Er liebte es, wie auch Schelling es liebte. Es entsprach der Weite seiner Menschlichkeit. Er kannte keine konfessionellen Grenzen. Von Haus aus Lutheraner, lebte er sich in unseren reformierten Protestantismus ein, pflegte aber auch mit den Katholiken gute Beziehungen. Ebenso wusste er sich mit dem jüdischen religiösen Denken eng verbunden. Tief beeindruckt war er von der indischen Religiosität eines Gandhi, Vivekananda, Ramakrishna und Tagore. Als an einem offenen Abend das Gespräch auf Tagore kam, bemerkte er stolz: "Ich bin auch schon mit ihm am gleichen Tisch gesessen". Solche Worte sagen mehr als theologische und philosophische Ausführungen.

Der liebe Verstorbene hielt es mit Paracelsus' Wort: "Ekklesia ist ein Maur", und seine Menschlichkeit hob ihn über das Beengende konfessioneller Grenzen hinweg. Gott wohnt in unzugänglichem Licht, und darum kann er nicht durch konfessionelle Grenzziehungen eingeschränkt werden. Der deutsch-amerikanische Theologe Paul Tillich in Harvard, mit dem sich Fritz Medicus seit seiner Privatdozentenzeit in Halle in seinem Denken eng verbunden wusste, erklärte vor kurzem in seiner weit verbreiteten Neujahrspredigt in gleichem Sinn: "Der protestantische Weg zur Religion ... ist eine klare Unterscheidung zwischen dem Symbol und dem Unausprechbaren, wofür das Symbol Symbol ist". "Gott wohnt in unzugänglichem Licht."

Aber ist das Negative alles, was das Lichtsymbol ausdrückt? Für den lieben Verstorbenen war es nicht so. Ihn führte der Ausdruck zur allumfassenden Gemeinschaft der Menschen. "Gott ist Licht, und es ist keine Finsternis in ihm", heisst es im ersten Johannesbrief. (Es ist wohl kein Zufall, dass einer der besten Kommentare zu dieser biblischen Schrift Fritz Medicus gewidmet ist.) Was heisst das, dass Gott Licht ist? Zwei Verse weiter lesen wir: "Wenn wir aber im Lichte wandeln, wie er im Lichte ist, haben wir Gemeinschaft miteinander". Und im folgenden Kapitel lesen wir: "Wer seinen Bruder liebt, bleibt im Licht."

Liebe und Gemeinschaft leuchten uns hell aus dem Leben des lieben Verstorbenen entgegen. Sie sind in jedem Menschenleben Licht von Gottes Licht. Darum wollen wir hier mit Euch, liebe Trauerfamilie, für das Licht der Liebe, welches durch dieses reiche und schöne Leben leuchtet, Gott danken.

A m e n

VIOLINVORTRAG

von Heidi Sturzenegger
mit Orgelbegleitung

Adagio in cis-moll
aus dem Violinkonzert in E-dur
von Johann Sebastian Bach

Ansprache von Prof.Dr.phil. Fritz E r n s t

Verehrte Leidtragende,
Angehörige, Freunde und Kollegen von Fritz Medicus!

Der Sprechende empfang den Auftrag, in der Stunde des Abschieds vom Verewigten, ihm den Dank des Schulrats und seines Präsidenten, des Rektors, der Dozenten und Studenten der ETH, insbesondere der Mitglieder der Abt.XII A. zu bezeugen und in ihrer aller Namen den hinterlassenen Angehörigen das aufrichtigste Beileid auszusprechen. Diese Aufgabe übernahm ich, bei gegenwärtigem Fehlen eines amtierenden Nachfolgers auf seinem Lehrstuhl, schweren Herzens und zugleich bereitwillig als Erfüllung einer ehrenvollen Pflicht. Was mir an fachlicher Kompetenz abgeht, möge zum Teil wenigstens aufgehoben werden durch meine Erinnerungen als Hörer, später als freundlich aufgenommener Kollege, als sein öfterer Leser im Laufe der Dezennien, vor allem aber durch die Kraft der Verehrung, die mich dem Verstorbenen gegenüber von allem Anfang an erfüllt hat und weiterhin erfüllen wird.

Glück und Unglück einer menschlichen Existenz sind tief geborgen in der Brust des Einzelnen. Es geziemt auch der dankbarsten Umwelt nicht, mit eitler Neugier an Geheimnisse heranzutreten, die der Mensch mit sich ins Grab nimmt. Wohl aber ist es uns, als des Hingegangenen Freunden im weitern Sinn, gestattet und geboten, für sein Wirken und dem von ihm ausgegangenen Segen Worte zu suchen und, wenn gefunden, auszusprechen. Fritz Medicus steht als ein äusserlich wie innerlich Vollendeter vor uns. Es war ihm vergönnt, die in ihm regen Keime reifen zu lassen, die volle Ernte seiner Erkenntnisse einzubringen und reichen Samen neuen Wachstums und Gedeihens weit um sich auszustreuen. Als Sohn des 19. Jahrhunderts, als deutscher Mensch, als Philosoph erscheint er uns dreimal in abgeklärter und verpflichtender Gestalt.

Als Sohn des 19. Jahrhunderts zunächst. Es dünkt den Sprechenden, dass die Zahl der Menschen im Zunehmen begriffen sei, die jenem abgeschlossenen Zeitalter Gerechtigkeit widerfahren lassen: es war gross im Ererben, gross im Weitergeben, gross in der Zielsetzung und der Erfindung von Organisationen, die uns seither zugute kommen. Während uns gegenwärtig zuweilen der Zweifel beschleicht, ob wir überhaupt dem Mensch-Sein gewachsen seien, waren unsere Väter und Grossväter noch des Glaubens, den gestellten Problemen, dem Problem unserer selbst gewachsen zu sein. Ich gewahre im Handeln, Reden und Schreiben von Fritz Medicus eine redliche Zuversicht, dass wir dem Leben mit gutem Mut entgegentreten dürfen, dass wenn wir es nicht enttäuschen, auch es uns nicht enttäuschen wird. Ich möchte sagen, dass Fritz Medicus, der den Positivismus weit hinter sich gelassen, von ihm doch das Positive, für sich und uns, gerettet hat.

Sodann das Zweite. Fritz Medicus kam zu uns als ein Deutscher aus Deutschland. Und zwar in einem Augenblick, als dies keine Schwierigkeiten, keine zusätzliche Erprobungen in sich zu schliessen schien. Die Folgezeit erst erzeugte solche Schwierigkeiten, führte zu solchen zusätzlichen Erprobungen. Wie Fritz Medicus sie überwand, wie er über sie hinauswuchs, wird immer Gegenstand der Genugtuung derer bleiben, die Zeugen davon gewesen sind. Fritz Medicus brachte mit sich, als köstlichste Morgengabe, eine rühmliche Tradition, einen weiten Blick, eine zutiefst begründete Wachstumsfähigkeit: alles, um uns damit zu dienen. Dass man die Pietät zum angestammten Vaterlande mit den Pflichten gegenüber der Wahlheimat vereinen könne, davon gab er uns ein ihn überdauerndes Beispiel. Wenn eine, gewiss schon angebrochne, freundlichere Zukunft uns alte Traditionen wieder erneuern lässt, dann werden wir uns, zur Bestärkung, an Fritz Medicus erinnern.

Endlich das Dritte. Dieser deutsche Sohn des 19. Jahrhunderts kam zu uns als Philosoph, also in einer Eigenschaft, um nicht zu sagen in einer Mission, die seinen zeitlichen und örtlichen Ursprung in einem besonders hellen Licht erscheinen liess. Wir fügen hinzu, dass er von der Theologie her zur Philosophie kam, wie ihn am Schluss seines Lebens der Weg von der Philosophie zur Theologie besonders zu beschäftigen schien. Die lichte Gestalt seines Philosophieprofessors in Kiel, unter uns noch mannigfach lebendig, war Alois Riehl. Ihm verdankte Fritz Medicus die Wendung zu Kant und damit zum noch nicht ausgeschöpften und vielleicht nie ausschöpfbaren Lehrmeister weniger der Philosophie, als vielmehr des Philosophierens. Eben dieses Philosophieren des Schreitens mehr als des Stillestehens, des Denkens mehr als Erwerbens denn Besitzens, blieb die geistige Grundhaltung von Fritz Medicus: er wandte sich von Kant zu dessen erstem Weiterbildner Fichte, dem er einen grossen Teil des eigenen Lebens als Herausgeber, Biograph und Interpret gewidmet hat. Ich glaube nachmals aus seinem eigenen Mund vernommen zu haben, wenigstens fasste ich es dahin auf, er bedaure, einen so grossen Teil seiner Kraft dem intransigenten, zur Starrheit und Ueberspitzung neigenden Ich-Philosophen Fichte geopfert und darum so spät erst den Anschluss an den weichern und weitern und reichern Schöpfer der Identitätsphilosophie, Schelling, gefunden zu haben. In der Tat gewahren wir in Wort und Schrift von Fritz Medicus mehr und mehr den Widerschein des milden schwäbischen Genius. Aber das, was ich da ausgeführt, darf doch nicht zu eng und nicht zu ängstlich verstanden werden. Denn es gibt einen Philosophen Fritz Medicus aus eigener Kraft und eigener Form, der den ganzen Stoff des geschichtlichen Denkens in ausgebreiteter Fülle vor sich sieht und mit ihrem Besten zu neuen Kombinationen vordringt, immer vereinfachter, immer schlichter. Eines seiner bezeichnendsten Bücher trägt den Titel, den schönsten Titel einer menschlichen Hervorbringung: "Menschlichkeit".

Noch ein Versprechen mehr als ein Verdienst, wurde der junge Hallenser Professor Medicus, im Vorrang vor acht anderen Bewerbern, mit Amtsantritt vom 1. April 1911, auf den durch den Hinschied von August Stadler verwaisten Lehrstuhl für Philosophie und Pädagogik der ETH berufen. Der Berufene war damals fünfunddreissigjährig. Während weiterer fünfunddreissig Jahre rechtfertigte er das ihm erwiesene Vertrauen mit Stetigkeit und täglicher Hingabe, frei von jedem eiteln Geltungsdrang und allem willkürlichen Machtanspruch, freundlich in der Gebärde, unnachgiebig in Gewissensfragen: Verleiblichung des hohen Amtes. Und da er gar noch Italien liebte, passte er vollkommen zu uns. Gehen wir nun ins Einzelne, so ist unserer Befriedigung kein Ende. Für den geistigen Haushalt eines Dozenten gibt es kaum etwas Bezeichnenderes, als die Folge seiner Vorlesungs-Themen, ihre Mischung, ihre Wiederholung, ihr Fallenlassen, ihre Neubelebung. Man gewinnt auf dieser Grundlage sichere Anhaltspunkte für den Arbeits-Rhythmus eines Gelehrten, zumal wenn sich wichtige Publikationen in die Verrechnung einbeziehen lassen. Wir möchten in dieser Stunde solche Perspektiven nicht ausführen, sondern uns damit begnügen, die Lehrgegenstände von Fritz Medicus zu nennen. Er las, sporadisch oder auch mit Hochfrequenz, philosophische Systematik, Logik, Aesthetik, Ethik, Staatslehre, pädagogische Grundfragen, Philosophie der Renaissance in Italien, Frankreich und Spanien, deutschen Idealismus, Nietzsche, Kulturphilosophie, über Erziehungsromane wie "Wilhelm Meister" und "Der Grüne Heinrich", und viel, sehr viel Heinrich Pestalozzi. Halten wir den letztern Namen fest. Für keinen andern ist Fritz Medicus andauernder und wärmer eingetreten, keinem andern hat er sich liebevoller hingegeben, keinem andern hat er eine innerlich beschwingtere Schrift gewidmet: in keiner gedruckten Darstellung des grossen Dulders der Humanität wird dessen lebenslanges Ringen und sein postumer Sieg in reinere Begrifflichkeit emporgehoben.

Aber eine unabweisbare Frage im Zusammenhang mit der konkreten Tätigkeit des Abgeschiedenen will endlich gestellt und beantwortet sein. Was hat Philosophie an einer Technischen Hochschule zu suchen, und was fand der verstorbene Philosoph an unserer ETH? Die an einer Technischen Hochschule gelehrteten Disziplinen beziehen sich zunächst auf die determinierte und determinierbare Welt. Die an einer Technischen Hochschule gelehrteten Disziplinen zielen über den Weg wissenschaftlicher Erkenntnis auf berechenbare Einwirkungen. Aber eine Technische Hochschule und ganz sicher unsere ETH glaubt nicht, damit das Ganze und Endgültige der Wissenschaft und ihrer Anwendungsmöglichkeiten erschöpft, geschweige dem menschlichen Leben überhaupt damit genug getan zu haben. Dieses Ganze, vielmehr den Sinn und das Verständnis dafür, kann sie nur vom andern Pol menschlichen Einsatzes her empfangen und von nirgendwoher besser als von der Philosophie. Fritz Medicus erfüllte die gerade in diesem Sinn auf ihn gesetzten Erwartungen mit Hilfe zweier noch nicht gebührend an ihm hervorgehobenen Eigenschaften: mit Hilfe seiner Offenheit und seiner Fähigkeit zur Teilnahme. Das Mass der Rezeptivität, zu der wir uns entschliessen, entscheidet über unser ganzes Leben. Alles annehmen, alles entwickeln, alles mit allem in Beziehung setzen, führt zur Auflösung unserer Existenz. Sich abschliessen von der Welt, sich von ihr distanzieren und sie negieren, wo es geht, führt zur Erstarrung unserer Persönlichkeit. Der Weg zwischen beiden Extremen führt zur Bewältigung des Lebens im Rahmen des Menschenmöglichen.

Fritz Medicus entfaltetete einen bewundernswerten Sinn für das Fortschreiten seiner Disziplin, begleitete kritisch ihren Wandel und nannte das in seinen Augen Verderbliche bei seinem Namen: so verkörperte er die Geschichte seiner Wissenschaft. Und er verkörperte sie in steter Teilnahme nicht nur an Ideen, sondern auch an ihren Trägern. Sein Hörer, ja sein Leser durfte sicher sein, dass was er in

seinem Innern an Wissen und an Können mitbrachte, potentiell vom Menschen und vom Philosophen vor ihm bejaht und miteinbezogen wurde: Fritz Medicus löste auf diese Weise die Vereinzelung des Einzelnen und hob ihn empor in eine höhere Gemeinschaft. Ich beziehe mich in diesem Zusammenhang auf eine seiner kleinen Schriften, die mir als eins seiner Kleinode erscheint: seine Abhandlung von 1926 über "Die Freiheit des Willens und seine Grenzen". Wir finden darin nicht nur das Ortsbewusstsein unseres Philosophen überzeugend ausgedrückt, sondern auch Schlüssigkeit und Schlagkraft seiner Argumentation besonders glücklich gehandhabt. Fritz Medicus geht darin, im Gegensatz zu den lösbaaren und vergänglichen, auf die unlösbaaren und damit auch ewigen Probleme über. Er warnt davor, die letztern deswegen als rein negative Positionen, auch nur als starr und unwandelbar anzuschauen. Er fordert gegenteils dazu auf, aus ihrer steten Erneuerung und Neustellung die eigene Vertiefung und Steigerung zu gewinnen: im Sinn der grossen Grenzerlebnisse der Menschheit. Indem wir Fritz Medicus auf dem Weg seiner Erkenntnistheorie folgen, gelangen wir auf das Feld seiner Ethik und verstehen nun, was er in seinem Bewerbungsschreiben von 1911 um den von ihm begehrten und von ihm errungenen philosophischen Lehrstuhl an der ETH meinte, wenn wir darin lesen: "Ich bin unendlich gern Lehrer". Als solcher wirkte er über ein Jahrhundertdrittel für unsere Studenten, viele ihrer Kommilitonen an der Universität, eine weitere Oeffentlichkeit der Stadt, ja für sein Adoptivvaterland überhaupt: er hat dessen Denkcharakter in der abgelaufenen Jahrhunderthälfte mitbestimmt.

Es scheint mir, der äussere Erfolg habe Fritz Medicus nicht bis zuletzt gleich stetig begleitet. Die Erinnerung wird mich kaum täuschen, wenn ich sage, dass ich in meinen jungen Jahren einen Platz im Hörsaal von Fritz Medicus suchen musste, später aber etwas leichter fand. So geht es uns, ich möchte hinzufügen, wenn das Leben uns wohlwill.

Erst im Erlebnis der Grenzen unserer Wirkung können wir ganz zeigen, was an uns ist - es zeigte sich aufs köstlichste bei Fritz Medicus: er wurde immer freier, immer exakter, immer kompromissloser, immer mehr er selbst. Wenn er übrigens nicht jederzeit alle Studenten vor sich hatte, so hatte er dafür immer die besten. Einer der jetzt an unserer ETH führenden Mathematiker, der als Student unermüdlich zu Füßen von Fritz Medicus gesessen, anvertraute dem Sprechenden, was er dem Philosophen, dessen Verwesliches nun die Erde zurückgenommen hat, für immer danke: den Begriff der Freiheit und Verantwortung. Wenn das wahr ist, und es i s t wahr, dann hat Fritz Medicus gelebt und wird in uns weiterleben: als Kündler reinen Herzens des Erkannten und nicht zu Verleugnenden, als nimmermüder Säemann des Wahren und des Guten, als Bild und Vorbild der in verwandten Spuren und demselben Ziel Fort- und Nachstrebenden.

Ansprache von
Herrn Guido J e n n y - Staub, Ennenda

Verehrte Trauerversammlung!

Wenn ich im Namen der Freunde von Fritz Medicus einige Worte an Sie richten darf, so tue ich dies als Einzelner, allein aus meiner persönlichen Erfahrung.

Gross mag die Zahl seiner Freunde und Schüler gewesen sein. Aber selten waren ihrer Viele beisammen, und mancher ist vielleicht hier, den ich nie kennenlernte. Er gab sich jedem so, wie es der Stunde und Begegnung entsprach. Dies war nicht Folge eines einseitig ausgeprägten Individualismus - seine Philosophie stand vielmehr unter dem Zeichen der Gemeinschaft. Es war aber seiner Art gemäss, dass er auch dem Privaten und Individuellen sein natürliches Recht liess und es in Ehe, Familie und Freundschaft glücklich entfaltete.

Ihnen Allen wird der mitteilsame, liebenswürdige und so gütige Mann gegenwärtig sein. Wer das Glück hatte, seine Interessen zu teilen und mit ihm alle Lebenssphären kritisch zu betrachten, dem öffnete sich eine reiche Welt. Es gab wohl keine Wissenschaft, an deren Ergebnissen er nicht teilgenommen, keine Kunst, die ihm nicht als Ausdruck geistigen Erlebens wichtig gewesen wäre. Seine Ansichten waren fast immer entschiedener Art, und er hätte keinem Freunde das Geringste zugegeben, wäre er davon nicht völlig überzeugt gewesen. Und doch wollte er nicht kränken. Er wollte gewiss auch seinem Freunde nichts zumuten, das dieser nicht freudig getan hätte. Und er freute sich und dankte für jede freundschaftliche Teilnahme an seinen Bestrebungen so sehr, dass manchmal der von ihm Beschenkte glauben mochte, er sei selbst der Schenkende gewesen.

Auch in dunkeln Stunden, die ihm so wenig wie uns allen erspart geblieben sind, ging von seinem Wesen eine stärkende Kraft aus. Wohl wusste er um Leid und Problematik dieser Welt, doch fand er Halt im Glauben an jene Vernunft, die wir nicht besitzen, sondern die uns umfängt und hat, die in uns denkt, so dass wir Gut und Böse, Wahr und Falsch unterscheiden können. Und wenn im Aeussersten auch die Vernunft fraglich und ihre letzten Voraussetzungen undurchsichtig erschienen, so erinnerte er an jenes - auch von Schelling gern erwähnte - und heute schon so eindrücklich gehörte Wort aus dem ersten Briefe an Timotheus, dass "Gott in unzugänglichem Lichte wohnt". Unzugänglich für uns Menschen, und doch Licht! Ihm folgte er mit der ihm gegebenen Vernunft, und er fühlte sich sicher und geborgen. Ich bemerkte nie eine Spur von Angst an ihm, weder Angst vor den Menschen noch Angst vor dem Tode.

Er hat uns seinen Abschied leicht gemacht. Vor wenig Wochen sagte er mit leisem Lächeln, Kant und Schelling - die von ihm hoch verehrten Philosophen - seien im achtzigsten Lebensjahr gestorben. Er fände es eigentlich gut und in Ordnung, wenn auch er nun diese Welt verlassen müsste. Die leise mitschwingende Bitte, dass ihm längeres Leiden erspart bleiben möchte, ist ihm gewährt worden. Ein Leben hat sich vollendet. Wir wollen dankbar sein für diesen gütigen Menschen, für diesen starken Geist. Sein Werk wird weiterwirken; sein Bild aber wird uns begleiten, so lang uns hier zu leben beschieden sein wird.

ORGEL-VORTRAG

"Actus tragicus"

Sonatina aus der Kantate Nr.106
"Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit"
von Johann Sebastian Bach

*

G E B E T

Vater im Himmel! Wir danken dir für dieses uns geschenkte und nun vollendete Leben. Du hast Traurigkeit über uns gebracht, aber wir sind getrost durch das Licht deiner Liebe. Du allein weisst die rechte Zeit und hast unseren Entschlafenen zu dir gezogen aus lauter Güte. Wir preisen dich für alles, was du uns durch ihn geschenkt hast: für den Glauben, für die Liebe, die Treue und Geduld; für die Kraft, die du ihm gegeben hast zur Arbeit und zum Tragen, für die Hingabe und Freudigkeit auf allen deinen Wegen.

Nimm ihn hin in deinen Frieden, lass seinen Segen bei uns bleiben. Lass uns in unwandelbarer Treue suchen und durch deine Gnade finden, was vor der Welt verborgen ist.

Unser Vater, der du bist in dem Himmel!
Dein Name werde geheiligt.
Dein Reich komme.
Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.
Gib uns heute unser tägliches Brot.
Und vergib uns unsere Schulden,
wie auch wir vergeben unseren Schuldner.
Und führe uns nicht in Versuchung,
sondern erlöse uns von dem Bösen.
Denn dein ist das Reich und die Kraft
und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes
und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns allen.

A m e n

*

ORGEL-AUSGANGSSPIEL

Schlusschor aus der Johannespassion

"Ruht wohl..."

von Johann Sebastian Bach